



Die Meise läutet den Frühling ein,
ich hab' es schon lange vernommen;
er ist zu mir bei Eis und Schnee
mit Singen und Klingen gekommen...

Hermann Löns

Am Ufer:
seltene Variante
Seite 6

Hermann Löns
und Bad Lauterberg
Seite 10

Universitäts- und
Hansestadt Greifswald
Seite 19

<i>Hermann Löns: Die Wallhecke</i>	Seite 1
<i>Hermann Löns: Am Ufer</i>	Seite 6
Heinz-Siegfried Strelow: Löns und Bad Lauterberg	Seite 10
<i>Redaktion HLB: Die Sage vom Berberteich</i>	Seite 11
<i>Redaktion HLB: St. Hubertus</i>	Seite 12
<i>Peter Loeh: Was da kreucht und fliegt – in der Uckermark</i>	Seite 14
<i>Peter Loeh: Retrospektive für den verstorbenen Löns-Freund Günter Oehme</i>	Seite 17
<i>Winfried Mende: Universitäts- und Hansestadt Greifswald</i>	Seite 19
<i>Redaktion HLB: Die Universität Greifswald</i>	Seite 24
<i>Redaktion HLB: April, April? Der sprechende Hund Don</i>	Seite 31

Österreichischer Hermann-Löns-Kreis

<i>Harald Mortenthaler: Auf der Suche</i>	Seite 26
---	----------

Aus der Mitgliedschaft

<i>Peter Loeh: Gedenken an Hermann Löns auch in Tschechien</i>	Seite 28
<i>Peter Loeh: Zerstört – vergessen – wiederentdeckt</i>	Seite 29
<i>Klaus Engling: Otto Weltzin zum 150. Geburtstag</i>	Seite 30



Das digitale Archiv der Hermann-Löns-Blätter. Alle Hefte von 1966 bis 2010 auf Anfrage als Datei lieferbar! Nach 2010 lückenlos im Internet. www.loens-verband.de Gebühr für das komplette Archiv 30,00 Euro, 1 Jahrgang 10,00 Euro, Einzelhefte kostenlos. In Sonderfällen auch als Ausdruck lieferbar!



Hermann Löns

DIE WALLHECKE

Vor Zeiten, als noch Ur und Wisent bei uns hausten, der Grauhund das Elchkalb hetzte und der Adler den Wildschwan dort schlug, wo heute keine Spur mehr von ihnen allen zu finden ist, ließen sich blonde Männer, die von Norden kamen, hier in dem bruchigen Gelände nieder.

Gerade hier, an der besten Stelle weit und breit, wo sich sowohl fruchtbares feuchtes Marschland wie auch sandiger Esch fand, setzte sich ein Bauer fest und baute sich ein festes Haus, dessen Rohrdach auf beiden Seiten bis auf den Boden reichte, und das auf einem starken Unterbau von großen Findelsteinen ruhte. Hoch ragte es mit seinem spitzen Giebel, aus dem der weiße Herdrauch herausfloß, über das Buschwerk des Eschs hervor, das erste feste Haus hier in der Gegend, und wenn abends der rote Feuerschein aus seiner Einfahrt leuchtete, heulten ihn die Wölfe an, wie sonst das Mondlicht.

An diesem Unzeug fehlte es in der Gegend nicht und auch nicht an Bären und Luchsen, und derentwegen und damit ihm sein Weidevieh nicht von den Wildochsen verführt werde, zog der Bauer einen Wall und einen Graben um den Hof. Den First des Walles bepflanzte er mit Eichen und Hagebuchen, Weißdorn und Schwarzdorn, und da der Wind und die Vögel allerlei Samen von Bäumen und Büschen herbeiführten, so wuchs auf dem Wall schließlich eine dichte Hecke,

zumal da der Bauer, um sie gegen Mensch und Tier noch undurchdringlicher zu machen, die jungen Bäume niederbog und mit den Köpfen eingrub, so daß sie sich auch am Kopfende bewurzelten. So wie dieser Bauer, so machten es alle, die sich, jeder für sich, in dieser Gegend niederließen und den Busch rodeten. Sie umgaben aber nicht nur ihre Hausstätte mit Wallhecken und Gräben, sondern auch die Weidekämpfe und die Ackerstücke, die sie nach und nach dem Urlande abgewannen, einmal der Raubtiere wegen und dann auch des Wildes halber, das ihnen sonst zu viel Schaden an der Feldfrucht tat, denn dem Rotwild gelüstete es nach dem milchenden Hafer, und die Sauen waren sehr erpicht auf die Rüben.

Da es nun von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr Bauern in dem Lande wurden, denn der Boden war fruchtbar, und viele Kinder galten als schönstes Gottesgeschenk, so überzog sich das ganze Land bald mit einem Gewirre von Wallhecken, die alle undurchdringlich waren, und deren Zugänge durch Schlagbäume, die mit Schlehdornzweigen umwickelt waren, versperrt werden konnten. Die wenigen Straßen, die sich der Verkehr allmählich bahnte, waren zumeist Hohlwege, die zwischen hohen Wallhecken dahinliefen und ebenfalls mit Schlagbäumen gesperrt werden konnten, denn die Zeiten waren oft nicht friedlicher Art; fremde Scharen erschienen, Sommerfahrer von den Inseln im Nordmeere, die plündernd, sengend und mordend durch das Land zogen, oder Weidebauern, die, von den Steppenvölkern verdrängt, neue Wohnsitze suchten, auch wohl ganze Haufen wilder Reiter aus dem Osten, deren Spuren durch niedergebrannte Weiler und Schädelmaler bezeichnet waren. Sie richteten aber in diesem Lande nicht allzu viel aus. Es war ihnen unheimlich mit seinem Gewirre von Verhauen und Schlagbäumen, hinter denen, von unsichtbaren Händen geschneilt, Pfeile und Speere hervorgeschossen kamen, und sogar die römischen Truppen waren froh, wenn sie das ungemütliche Land mit seinen nassen Gründen und dürren Heiden, seinen Gräben und Hecken, Hohlwegen und Landwehren hinter sich hatten; als schließlich Varus samt seinen Legionen von den wütenden Bauern unter die Füße getreten war, ließen sie sich nicht wieder blicken.

Was sollten sie schließlich auch mit einem Stückchen Land anfangen, in dem es weiter nichts zu holen gab als nasse Füße und Schrammen?

Sobald die römische Vorhut in Sicht kam, ging an allen Ecken das Tuten und Blasen los, und Hillebillen und Hörner brachten die üble Kunde von Gau zu Gau. Dann fielen alle Schlagbäume wie von selber herunter, die Gräben und Hohlwege füllten sich mit Wasser, die Engpässe wurden mit Bündeln und Dornzweigen ungangbar gemacht, und wenn dann die Legionäre fluchend und schimpfend bis



über die Enkel durch den zähen Kleiboden wateten und endlich zu einem Gehöfte kamen, dann fanden sie nicht Kuh und Kalb, nicht Huhn noch Ei mehr vor; alles, was irgendwie Wert hatte, hatten die Bauern in die entlegene Wasserburg im unwirtlichen Moore geflüchtet, und da saßen sie, aßen zu ihrem schwarzen Brote ihren guten Schinken mit Behagen und machten sich über das hergelaufene Volk lustig, das sich beim Herumkriechen zwischen den Wallhecken die Gesichter schund. Wenn es sich dann verkrümelte hatte, so kamen sie aus ihren Verstecken heraus und lebten wieder wie zuvor.

Späterhin aber brach der Franke in das Land ein, und mit dem wurden die Bauern nicht so gut fertig wie mit den Römern, denn er war zähe wie Aalleder. Über das ganze Land warf er seine Besatzungen, und schlug ihm Herzog Weking auch noch so oft auf die Finger, kaum waren sie heil, so war er wieder da. Da half auch die Wallhecke nichts mehr, und knurrend und brummend mußten die Bauern klein begeben, dem Wode und der Frigge entsagen und ihre blonden Köpfe dem Taufwasser hinhalten, und wenn auch manch einer von ihnen noch ab und zu nach dem Wodeberge hinpilgerte, um nach der Väter Weise dem Altvater der Götter ein weißes Roß unter dem heiligen Baume auf dem großen Steine zu opfern, mit der Zeit ließen sie das sein, denn zu gefährlich war ein solches Werk, dieweil der Frankenkaiser Todesstrafe darauf gesetzt hatte. So zahlten sie Zins und leisteten Frone und beugten sich dem Christengotte.

Die Zeiten kamen, die Zeiten gingen; Gutes und Böses brachten und nahmen sie; die Wallhecken aber blieben. Es wurden ihrer sogar immer mehr, obschon sie Bär und Wolf, Ur und Elch nicht mehr abzuhalten brauchten, denn die waren schon lange ausgerottet, wie denn auch Hirsch und Sau das dicht besiedelte Land mieden. Aber immer noch umgab der Bauer seine Hofstatt, seine Weidekämpfe und Ackerstücke mit Wall und Graben, denn er war sie einmal gewöhnt, diese dichten Verhaue aus Eiche, Hagebuche, Birke und Espe, Weißdorn und Schlehe über den moosigen, dicht mit den Wedeln des Eichenfarns bekleideten Wällen, die im Frühling silbern von Schlehenblüten sind, und von denen im Sommer das Jelängerjeliher seinen schweren Duft in die Abendluft sendet, in deren krausem Astwerk die Nachtigall schlägt, Rotkehlchen und Mönch brüten, wo die Elster und der Markwart baut, und vom knorrigen Eichenstumpfe um die Schummerstunde das Käuzchen ruft. Ein Land ohne Wallhecken konnte sich der Bauer in dieser Gegend hier gar nicht vorstellen, und nichts dünkte ihm schöner, als am Sonntagnachmittag nach der Kirche, seine Eheliebste hinter sich, die kurze Pfeife im Munde, zwischen Feld und Wallhecke dahinzuschlendern und seinen Roggen anzutreiben. In der Wallhecke hat er als kleiner Junge gespielt, hat Sappholz zum Flötenmachen geschnitten, Vogelnester und Himbeeren gesucht, auch wohl, als er zum Hütejungen heranwuchs, Hasen und Kaninchen geströpft und die ersten Rauchversuche gemacht; und so liebt er sie von Herzen.

Hatte sie doch auch in wirtschaftlicher Hinsicht keine geringe Bedeutung für ihn. Je stärker das Land bebaut wurde, um so mehr verschwanden die Wälder und Haine, und so mußte die Wallhecke schließlich zum Teil den Bauern das Feuerholz liefern. Je nach Bedarf holte er sich eine der alten knorrigen, krumm und schief gewachsenen Eichen oder Hagebuchen von ihr und pflanzte junge Heister an ihre Stelle, und auch die Stecken für die Flachtenzäune, die Peitschen, Harken-, Beil- und Spatenstiele und Holz zu allerhand anderen Geräten mußte sie ihm liefern, desgleichen Maibüsche, um das Haus zu Pfingsten zu schmücken, und Efeu und Immergrün, um die Gräber zu bepflanzen. So war sie ihm in vieler Weise nützlich. Außerdem hatte er eingesehen, daß sie vielen Vögeln Unterschlupf bot, die das Ungeziefer kurz halten, und von dem Ilk, dem Igel und dem Wiesel, die dort hausen, wußte er, daß sie dem Mausevolke nachstellen, so sehr, daß seit Menschengedenken das Land hier keinen Mausefraß ausgestanden hat. Sollte er darum also die Wallhecke nicht ehren und achten, auch wenn überkluge Leute ihm vorredeten, sie nähme zu viel Platz ein, beschatte das Ackerland zu sehr und hagere mit ihrem Wurzelwerke den Boden aus? Steht anderswo der Roggen so, daß ein großer Mann samt dem Hute auf dem Kopfe darin ver-

schwindet? Und wo gibt es Weizen, der solche Ähren hatte, so dick wie ein Finger? Und was sieht wohl besser aus, so eine schöne grüne, lebendige Wallhecke, bunt von Blumen und laut von Vogelgesang, oder ein Zaun aus totem Holz und kaltem Draht?

So dachte er einst; heute denkt er nicht mehr so. Der neue Wind, der von Ost nach West weht, und der das hohe Lied von der alleinseligmachenden, baum- und buschlosen Getreidesteppe nach einer Weise singt, die nicht nach deutscher Art klingt, hat ihm so lange in die Ohren getuschelt, bis er sich altväterisch und rückständig vorkam, die Axt von der Wand und die Hacke aus der Ecke langte und sich daran machte, das Wahrzeichen seines Landes, seiner Väter Erbe, mit Stumpf und Stiel auszuroden. Wo noch vor zehn Jahren Mönch und Nachtigall sangen, Elster und Käuzchen brüteten in den grünen Wallhecken, da reiht sich Feld an Feld, und vom dünnen Zaunpfahle oder vom häßlichen Stacheldrahte schallt das blecherne Geplärre der Grauammer, des Vogels aus Ostland, des Sängers der langweiligen Getreidesteppe, ein abstoßender Klang den Ohren der Einheimischen, aber angenehm den Leuten klingend, die, aus Osten kommend, bei dem Bauern, dem die Städte das Gesinde nahmen, schanzen, und deren Sprache und Art ihm ebenso fremd und unschön dünkt wie das Lied des grauen Vogels, den sein Vater noch nicht kannte, und der sich unter der Erde umdrehen würde, könnte er sehen, was aus den Wallhecken wurde, die ihm so lieb und teuer waren. Es ist nicht nur das Gesicht der Landschaft, das durch das Ausroden der Wallhecken seine schönsten Züge verliert, es ist nicht nur die Tierwelt, die dadurch Einbuße erleidet, auch des Bauern innere Art wird sich, und wohl kaum zum Besseren, verändern, geht das ureigenste Wesen seines Landes zum Teufel. Die schöne, hier und da wohl einmal schädlich wirkende, im großen und ganzen aber zur Vertiefung und Verinnerlichung führende Abgeschlossenheit, die den Bauern auszeichnete, wird ihm verloren gehen. Kahl wird er in seinem Gemüte werden, kahl und arm, wie alles Volk, dem sein Land nicht mehr bietet als Brot und Geld. Verschwinden werden die wundervollen Sagen und Märchen, an denen das Land so reich ist, verklingen werden die schönen, alten Lieder, die die Mädchen singen, wenn sie am offenen Feuer das Spinnrad treten, zu herkömmlichem Brauche wird die tiefgründige Frömmigkeit verflachen, die des Bauern ganzes Leben nährte. Dann, wenn es zu spät ist, wird das Volk einsehen, was es tat, als es ein Ende machte mit der Wallhecke.

Aus Hermann Löns: Heimatliche Naturbilder - Da draußen vor dem Tore, Adolf Sponholtz Verlag, 1911



Herman Löns

Nanu, werden Sie denken, den Titel „Am Ufer“ hatten wir doch schon einmal. Stimmt, im Heft 1/2008. Aber...

Löns-Freund Karl-Rolf Lückel schreibt: Kürzlich bekam ich das Heft „Hannoverland“, Jahrgang 1916, Heft 13/14. Mit Freude habe ich die mir bis dato unbekannte Löns'sche Schilderung „Am Ufer“ gelesen. Ich habe in allen Löns-Büchern nachgesehen, doch dieser Aufsatz wurde nie in Buchform herausgegeben.

Castelle druckt in seinen „Sämtliche Werke“, einen Aufsatz mit dem Titel „Am Ufer“ ab, doch da steht ein ganz anderer Text. Ich glaube, diesen Aufsatz kennen nur, wenn überhaupt, ganz wenige Löns-Freunde.

Die Sonne hat mich faul gemacht. Allzusehr brannte sie auf die Schotterbänke, an denen ich entlang ging und mit der künstlichen Fliege die schimmernden Aeschen zu betören suchte.

Doch sie wollten nicht beißen, und auch die Forellen hier oben in den tiefen Kölken unter dem hohen Ufer und hinter den zerwaschenen Klippen fassen nicht an. Immer und immer wieder lasse ich den falschen Köder in den weißen Gischt oder in den dunklen Strudel fallen; aber kein silberner Blitz folgt ihm und kein

lautes Klatschen. Ich nehme die Rute an die Eller, hänge den Kober daran und werfe mich in das weiche Gras. Über mir in der Fichte schwatzt der Mönch allerlei durcheinander, die Schwalben fahren hin und her, hoch unter den Wolken zieht der Gabelweih seine Kreise, ein Tauber ruft, ein Häher quarrt und vor mir tanzt die lustige Oder hin und erzählt mir, was sie alles erlebt hat auf ihrer Reise von dem Brockenmoore bis hier unten zum Scharzfelder Kirchholze.

Von großen , weißen Blumen, die hoch oben auf dem fernen Berge blühen, redet sie, von silbernen Wollgraswimpeln und rosenroter Rosmarinheide, von stolzem blauen Berglattich, der sich in ihren Wellen spiegelt, und so, als wüßte sie weiter nichts, bis ein hämisches Kichern und dumpfes Grollen, das zwischen ihrem Geplauder hervorklingt, verrät, daß sie auch anders sein kann, als heute, daß sie in Wut geraten kann, und dann Wehre zerknickt, Brücken zerbricht und johlend und grölend zu Tale poltert.

Heute aber hat sie gute Laune, wie es scheint. Sehr geduldig freilich ist sie nicht und gibt mit jeder Welle dem Weidenbaume, den sie bei der Schneeschmelze unterwusch, einen Stoß, daß seine Krone hin und her schwankt. Und bei der Klippe hier bekommt sie immer einen Wutanfall. So viele Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte arbeitet sie schon daran herum, und immer noch will sie ihr nicht aus dem Wege gehen. Wie Tigerkatzen springen die Welle zischend und fauchend gegen die Felsen an, prallen zurück, nehmen wieder einen Anlauf und fahren, vor Wut spuckend, rechts und links daran vorüber, sich in den Strudeln noch ein paar Mal wütend nach ihr umsehend, um auf die nächsten Klippen wieder grimmig geifernd loszustürzen.

Ich blicke am Ufer auf und ab und pflücke mir in Gedanken einen bunten Strauß von blauen Bachblumen, weißem Flutkraut und goldenem Wundklee, sehe den blauen und grünen Wasserjungfern zu, die um den Schilfhorst in der Bucht hin und her fahren, und bleibe schließlich mit den Augen bei den blitzenden Wassermotten hängen, die in ganzen Schwärmen dicht über den blitzenden Wellen auf und ab flirren, und kaum ihren Reigen lösen, wenn ein weißer Falter durch ihnen hinwegflattert.

Der lange Zweig des Rosenbuschs, dessen halberschlossene Blüten sich in dem Kolke hinter der Uferklippe spiegeln, schwankt ein wenig, ohne daß sich ein Lüftchen rührt, und zwischen den rosigen Spiegelbildern in der dunkelgrünen Flut blitzt und funkelt es wie edles Gestein. Ein Eisvogel hat sich da niedergelassen. Jetzt stürzt er sich in die Flut, taucht hervor, läßt einen silbernen Regen von sich fallen, stiebt mit einer Elritze im Schnabel davon, fällt auf der Klippe

dort oben ein, und ruft laut und hell. Ein Gefunkel und Geflimmer kommt auf ihn zu, seine junge Brut ist es, die ihm entgegenfliegt. Wieder blitzt es und schimmert und leuchtet und der bunte Traum ist vorüber.

Ich starre in das Altwasser, das halb von den frischen, mit weißen Blüten bedeckten Ranken des Flutkrautes ausgefüllt ist, in dem die Elritzen und die Forellenbrut hin und her schießen und auf dessen Grunde sich die Schatten langbeiniger Wasserwanzen gespenstisch abzeichnen, nach den seichten Mulden in den Klippen, in denen die Groppen umherrutschen, und komme nach dem Kolke hinter den zerwaschenen Felsblöcken, der tief und klar und still zwischen dem wirbelnden Gischt liegt. Lange, helle Ranken bewegen sich auf dem Grund des dunkelgrünen Wassers stetig hin und her. Zwischen ihnen erscheint dann und wann eine starke Forelle, schwimmt quer durch das Becken, macht eine Wendung und kehrt in ihr Versteck zurück.

Die Augen wollen mir nicht mehr gehorchen; die Wellen der Oder singen ein Schlummerlied nach den anderen. Aber der Zaunkönig, der in den Stachelbeerbüschen umherschlüpft, schmettert sein Lied so herzhaft heraus, daß ich wieder zu mir komme. Ich bin ihm dankbar, dem kecken Sänger, denn drüben am Ufer lehrt das Bachstelzenpaar seiner Brut den Mückenfang. Das rennt und springt und trippelt und hüpf und zwitschert und girret und lockt, und nun ein Warnruf, und fort ist die ganze Gesellschaft.

Unter der Eller dort ist eine seichte Stelle; das ist die Tränke für vielerlei Vogelwelt. Eben labte sich ein Hänflingspaar da, dann steckte ein Grünfink den Schnabel in das Wasser und hob den Kopf hoch, jetzt fällt eine Ringeltaube in die Eller ein, sieht sich lange um, läßt sich dann hernieder, äugt wieder nach rechts und links, trippelt heran und trinkt. Mit klingendem Fittichschlage schwingt sie sich in die Fichten, von wo ihres Gatten dumpfer Ruf hertönt. Noch eine Taube fällt zu Wasser, und wieder eine und eine dritte und vierte, und jedesmal wird der Tanz der blitzenden Motten unterbrochen von dem Schwingenschlage, und die Fischbrut huscht vor dem Schattenfalle jählings in das Gekräut hinein bis die letzte Taube davonklingelt und die Motten über dem Wasserlein und die jungen Fische in ihm wieder ihr fröhliches Spiel treiben.

Ein helles Getriller ertönt. Mit schmalen, schöngebogenen Schwingen kommt der Uferläufer herangeflogen, läßt sich auf der Schotterbank nieder, trippelt auf und ab, schnappt eine Fliege fort, fischt ein Würmchen aus dem Wasser, und streicht lustig trillernd flußabwärts, dahin, wo irgendwo in den großen Schotterbänken sein Nest ist. Kaum ist er verschwunden, so steht die

Wasseramsel auf dem Felsblocke, macht einen Knicks, dreht sich herum, zeigt ihre schneeweiße Brust, singt ihr kleines Lied, stürzt sich kopfüber in die Flut, kommt unter der gischtumsprühten Klippe wieder hervor, knickst, taucht abermals unter und ist verschwunden.

Mit gellendem Geschrille fahren die Mauersegler über die Wipfel der Fichten hin, Schwalben fliegen, fröhlich plaudernd, vorüber, Hänflinge schwatzen, der Mönch flötet, und die Wellen der Oder zwinkern mir mit lustigen Augen zu und erzählen allerlei, von dem ich weiß, es ist Ernst, es ist Scherz, es ist gut gemeint oder böse. Das murmelt und kichert und raunt und flüstert, und wenn ich eben denke, das war ein liebes Lachen, dann ist es mir, als wäre es ein höhnisches Gelächter, das schließlich die Wellen doch nur wieder fröhlich plaudern und lustig schwatzen.

Eine große, graue Köcherfliege schwirrt über den grünen Kolk. Es blitzt auf, es klatscht und spritzt, die alte Forelle hat sie sich gefangen. Und da blitzt es und dort klatscht es, und hier spritzt es.

Der Fisch beißt wieder. Ich hänge den Kober über, nehme die Rute in die Hand und lasse die künstliche Fliege wieder auf die Wellen fallen.

*Hermann Löns aus: Hannoverland, Halbmonatschrift für Kunde und Schutz unserer niedersächsischen Heimat, Jahrgang 1916/Heft 13/14, Verlag Friedrich Gernsbach, Hannover.
Rechtschreibung und Interpunktion folgen dem Originaltext.*



Löns und Bad Lauterberg



Löns -Freund Heinz-Siegfried Strelow fand eine interessante Verbindung zwischen Löns und Bad Lauterberg. Er schreibt:

„In Sachen Löns und Bad Lauterberg/Barbis bin ich nun bei der historischen Recherche fündig geworden. Löns zweite Frau Lisa stammte von dort, und die Hausmanns waren eine der angesehensten Familien der Harzstadt, ihr Vater, berühmt für Gemälde im Stil Caspar David Fredrichs, zog später nach Hannover und wurde quasi welfischer „Hofmaler“ (bis 1866). Löns war gelegentlich in Barbis und er hat auch einen sehr guten Aufsatz über einen dortigen sagenhaften Erdfall, den „Beberteich“, geschrieben, ein Gewässer, das damals schon unter Umweltproblemen litt, die Löns klar erkannte und benannte.“

Der Beberteich ist ein durch einen Erdfall entstandener Teich zwischen Barbis und der Wüstung Königshagen am Südrand des Harzes im Landkreis Göttingen in Niedersachsen. Der See, der durch eine Erzählung von Hermann Löns bekannt wurde, liegt in etwa 300 m Höhe am Karstwanderweg und speist einen Quellbach der Beber, die westlich von Pöhlde in die Oder einmündet.



Hermann Löns weilte 1908 des Öfteren in Barbis, dem Wohnort der

Gustav Hausmann: Nach dem Kirchgang – Ölgemälde, 1877. Unklar ist, ob es sich um einen real existierenden Ort handelt.

Eltern seiner zweiten Frau, und wanderte dabei oft durch die Gegend südlich von Barbis und machte häufig am Beberteich Rast.

Die äußerst starke landwirtschaftliche Nutzung des Gebietes, die wenig Rücksicht auf Natur nahm, missfiel ihm und fand in seiner Erzählung „Der Beberteich“ ihren Niederschlag.

Eine kleine Tafel an der Löns-Eiche am Nordufer des Sees erinnert an ihn.



Die Sage vom Beberteich (Quelle: Facebook)

Lange Zeit mieden die Menschen den Beberteich und zuckten schon angstvoll zusammen, wenn sie nur seinen Namen hörten.

Vor vielen hundert Jahren, soll es sich allerdings zugetragen haben, dass ein Schäfer überall herumerzählte, im Beberteich würde der Teufel hocken. Einmal war es ihm nämlich passiert, dass er am See seine Schafe friedlich grasen ließ und seine Angel auswarf und ihm auch gleich etwas Großes an den Haken kam. Wie er aber die Schnur einholte, ging ein Beben übers Wasser, spritzte plötzlich wütend auf, als wäre ein Riese hineingesprungen, worauf die Schafe in alle Richtungen flohen. Wie der Hirt noch unbeeindruckt seinen Fang weiter einholte, schwamm am Haken ein riesiger Karpfen auf ihn zu. Dieses Monster war ganz mit Moos bewachsen und hatte nur ein Auge. Der Schäfer erschrak heftig, als sich das eine Fischauge auf ihn richtete und plötzlich eine Stimme vom Grunde des Sees schrie: „Heste de Swine all bi dan?“ Wie der Karpfen aber antwortete, „Kaan Swin, nur aan Hirt heb i bi man, den bring i to dan!“, warf der Schäfer seine Rute weg, ließ den Fisch schwimmen und rannte wie besessen nach Hause. Ich weiß nicht, ob er seine Herde jemals wieder ganz zusammen bekam. Häschen die am Teich langhoppelten, Hunde die daraus tranken, Enten die sich auf dem spiegelglatten Wasser niederließen, verschwanden spurlos, flüsterte man leise. Der Schäfer ist jedenfalls nie wieder in die Nähe des Beberteichs gegangen.





Neue Serie: **Auf, auf
zum fröhlichen Jagen...**
Berühmte und berüchtigte
Gestalten der Jagd (1)

Die Jagd diente ursprünglich nur der Nahrungsbeschaffung. Im Mittelalter war die Jagd das Privileg des Adels, später ein Statussymbol der Reichen und Mächtigen. Das hat dem Ansehen der Jagd nicht immer genützt.



Im Christentum wird dem Schutzpatron der Jäger, im Mittelalter war dies – und ist es vor allem in Österreich und Bayern weiterhin – der Heilige Eustachius († um 118), die in verschiedenen Versionen überlieferte Hirschlegende zugeschrieben, wonach der Heilige an einem Karfreitag auf der Jagd beim Anblick eines prächtigen Hirsches mit einem Kruzifix zwischen den Sprossen des Geweihs bekehrt wurde. Ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde sie zunehmend auf den Heiligen Hubertus († 727) übertragen, obwohl dieser eigentlich kein Jäger war. Eine erste Erwähnung in Bezug auf Hubertus findet sich um 1440 bei der Stiftung des Hubertusordens durch Herzog Gerhard II. von Jülich und Berg. Er ehrte damit die Bemühungen des Heiligen zur Christianisierung der

Ardennen, wo der heidnische Kult um Diana, der antiken Schutzgöttin der Jagd, noch Bestand hatte.

Einer Version nach ließ er sich nach der Erscheinung eines Kruzifixes im Geweih eines gejagten Hirsches taufen, schwor der Jagd ab und wurde vom leidenschaftlichen Jäger zum Nichtjäger. Christlichen Jägern gilt die Hirschlegende seither als Vorbild der Mäßigung und Ansporn zur waidgerechten Jagd gemäß der waidmännischen Losung: den Schöpfer im Geschöpfe zu ehren, wie sie Oskar von Riesenthal in seinem Lied „Waidmannsheil“ (1880) formulierte.

Neben der Eustachius-Legende, die Hubertus hier direkt beerbt, verweist die Geschichte im christlichen Kontext auf das Damaskuserlebnis des Paulus. Die Ursprünge des Motivs finden sich in der buddhistischen Legende um den Mönch Mahinda, der den Buddhismus in Sri Lanka begründete. Hier ist es der König Devanampiya, der auf der Jagd einem Hirsch oder dem Mönch selbst begegnet, um daraufhin zum Buddhismus zu konvertieren.

Hubertus lebte als Pfalzgraf am Hof Theuderichs III. in Paris, später in Metz am Hofe Pippins des Mittleren, mit dem er wohl verwandt war. Nach dem Tod seiner Frau ging Hubertus als Einsiedler in die Wälder der Ardennen, wo er apostolisch tätig war. 705 wurde er Bischof von Tongern-Maastricht. 716 verlegte er seinen Bischofssitz nach Lüttich. Er ließ dort die Lambertuskathedrale erbauen und galt als fürsorglicher Wohltäter.

Die Reliquien des heiligen Hubertus wurden am 3. November 743 erhoben. 825 wurden sie in die damalige Abteikirche nach Andagium, heute Saint-Hubert, in den Ardennen übertragen. Im Mittelalter war Saint-Hubert ein Wallfahrtsort. Seit der Zeit der Französischen Revolution sind die Reliquien des hl. Hubertus jedoch unauffindbar.

Der heilige Hubertus wird gemeinhin als Schutzpatron der Jagd angesehen, von vielen aber auch als der erste Jagdgegner, weil er sich gemäß der Legende nach der Hirscherscheinung gänzlich von der Jagd losgesagt hat. Außerdem gilt er als Patron der Hunde und als Helfer gegen Tollwut, der Schützen und Schützenbruderschaften, der Kürschner, Metzger, der Metallbearbeiter, Büchsenmacher, Optiker, Mathematiker und Hersteller von mathematischen Geräten.

Neben dem Hubertustag, dessen Datum am 3. November sich von dem der Erhebung der Reliquien am 3. November des Jahres 743 ableitet, wird regional auch der Todestag des Heiligen, der 30. Mai, begangen. Am Hubertustag finden alljährlich große Hubertusjagden statt, oft verbunden mit der Feier von Hubertusmessen.

Quelle: Wikipedia



Ich lade Sie ein, ob Leserinnen und Leser der Löns-Blätter, Ornithologen, Tier- und Naturfreunde, Jäger und Fotografen, die „Garbe“ in der Nordostecke der Altmark mit mir zu erkunden.

Die Garbe ist eine etwa 20 Meter über NHN liegende Landzunge zwischen Elbe und Aland nordöstlich von Aulosen. Sie gehört zur Gemeinde Aland in der Verbandsgemeinde Seehausen (Altmark) und ist durch Grünland geprägt. Ein großer Teil der Landschaft gehört zum Naturschutzgebiet Aland-Elbe-Niederung. Das knapp 200 Hektar große Gebiet „Hohe Garbe“ weist einen der größten verbliebenen Hartholzauwälder an der unteren Mittel-Elbe auf. Ein Projekt des BUND sieht vor, die Hohe Garbe als Teil des Grünen Bandes an wechselnde Wasserstände der Elbe anzuschließen und somit als Lebensraum für Schwarzstörche, Seeadler und Fischotter zu erhalten.

In der Garbe bestand seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine Fasanerie, die von Förster Friedrich Reuter angelegt worden war.

Ein leider z.T. gelichteter Auwald empfängt uns. Die saftigen Elbwiesen stellen ein Paradies für Wild und Nutzvieh dar. Die verschilften Uferpartien, Deicherhebungen und die vielen Grabenläufe wirken wie ein Magnet auf Flora und Fauna. So viele Nachtigallen, welche uns aus Bäumen und Büschen mit

ihrem Gesang begrüßen, findet man kaum noch in Deutschland und dies, obwohl der Sperber, auch der Taubenstößer genannt, sie stark bejagt.

Horcht, der Wachtelkönig hat ihn auch gesichtet. Sein Ruf „pück-perück, pück-perück“ erklingt während für uns unsichtbar hinter Wollgrasbüscheln.

Ein Eisvogel, im Volksmund auch fliegender Diamant genannt, fischt am klaren Fließgewässer Sein Nachbar, der Graureiher, leistet ihm, anscheinend teilnahmslos, Gesellschaft, aber beim Beuteerwerb sind seine Bewegungen blitzschnell und der scharfe Schnabel läßt die Beute kaum entkommen.

Früher, zur Zeit der „hohen Blüte der Falknerei“, wurden diese Tiere mit Gold aufgewogen, stellte es doch ein elitäres Vergnügen dar, den Wanderfalken zu beobachten, wenn er den Reiher in der Luft schlug und zu Boden brachte.

Dann wurde er beringt und, soweit es seine Gesundheit zuließ, der Freiheit übergeben. Der alte Name Fischreiher ließ die Population drastisch einbrechen – Die Worte Fisch und Raub wurden prägend und Jäger und Fischer stellten ihm gnadenlos nach.

Eine Ente mit ihren Jungen zieht, wie an einer Perlenschnur aufgezogen, grabenmittig an uns vorbei. Das Geschnatter vieler Enten, voran die Brandenten, welche Baumbrüter sind, beanspruchen unsere Aufmerksamkeit, sind doch die zänkischen Blesshühner auf Entenjagd aus.

Früher, im alten Ostpreußen, waren sie begehrtes Federwild und bereicherten so manche Küche. Die Brust wurde gebraten oder auch geräuchert. Der Beinamen „Pappchen“ läßt annehmen, daß es mundete.

Die Sumpfralle ist selten anzutreffen. Schaut, da auf einem Seerosenblatt sitzt ein Moorfrosch und stellt den Libellen nach.

Apropos Moor – in der Garbe gibt es vereinzelt den Moorochsen. Kein uriges Rind, wie es der Name suggeriert, wir haben es hier mit der großen Rohrdommel oder Riesenrohrdommel zu tun. Ein äußerst scheuer, verschwiegener und vorwiegend nachtaktiver Vogel der gern in der Pfahlstellung verharrt. Sein geheimnisvoller Ruf Üü-prump-prump gibt uns Rätsel auf.

Der Höckerschwan ist hier zu Hause, während Singschwan und Zwergschwan Durchzugsgäste sind. Die Kleinvogelwelt, ob Meisen, Ammern, Rohrsänger usw. findet überall genug Insekten und nach zurückgegangenem Elbhochwasser sind Watvögel emsig auf Nahrungssuche.



Das Rehwild begegnet uns heute nicht mehr so vertraut wie früher, da in der Nähe von Gartow (Niedersachsen) ein großes Wolfsrudel seine Heimstatt hat und bei den meist nächtlichen Beutezügen Unruhe verbreitet und weder Wild noch Nutzvieh schont.

Wir gönnen jeglichem Getier seine Daseinsberechtigung, aber regulierend und eingreifend bevor ein irreparabler Schaden entsteht. Es kann nicht angehen, daß im Ostteil unseres Vaterlandes die gesamte Muffelwildpopulation durch Überbesatz von Wölfen zu 80% ausgerottet ist.

”

Altmark Zeitung online vom 05.03.2023:

Der Wolf wird das Muffelwild in der Altmark wohl in absehbarer Zeit ganz ausgerottet haben. Die jetzt vorgelegten Zahlen des Landesverwaltungsamtes (LVA) belegen, was Jäger vermutet haben: Die Muffelwild-Strecke ist in der Altmark deutlich zurückgegangen.

“

Von Seiten der Politik wird nichts unternommen und Schäfer und Bauern werden allein gelassen und müssen ihre Schadensregulierung mühsam erstreiten. Normalerweise müßte man den Schäfern am Deich den roten Teppich ausrollen für ihren Beitrag zur Landschaftspflege, die durch die ideologiesteuerte Politik nur behindert wird.

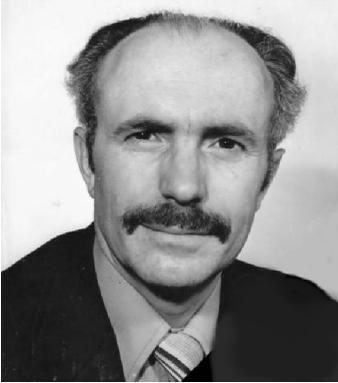
Wir treffen einen Schäfer, der uns auf etwas aufmerksam macht, das dort im Erlengestrüpp hängt: Es ist das Nest einer Beutelmeise und in der Umgebung finden sich noch andere, die aber nicht zum Brüten benutzt werden, sondern nachdem die jungen Beutelmeisen flugfähig sind, üben sie hieran die Kunst des Nestbaus.

Wundersamen Natur? Hier im Urstromtal der Elbe eine einzigartige Oase. Sie zu erhalten muß oberste Priorität haben – unsere Exkursion und meine Ausführungen mögen dazu beitragen.

Als ob uns jemand verstanden hätte, kreist oben am Himmel majestätisch ein Seeadlerpärchen, welche hier in der Garbe seit über 100 Jahren zu Hause sind.

Falls Sie einmal Muße haben, diese einzigartige Landschaft zu besuchen, wird der in Wanzer lebende „Deichgraf“ Klaus-Dieter Paulicks ihnen ganz bestimmt behilflich sein diese wunderbare Landschaft zu erleben.

Wer die Natur mit offenen Augen betrachtet und sie lieben lernt, dem enthüllt sie die Fülle ihrer Wunder.



Peter Loeh

Retrospektive für den verstorbenen Löns-Freund GÜNTER OEHME (1934-2021) in Halle an der Saale

Hermann Löns legte den Grundstein im Schaffen des Verstorbenen für den Umweltschutz einzutreten, der in der ehemaligen DDR nicht sehr anerkannt war. Wer mahnte oder Probleme des Umweltschutzes öffentlich ansprach, wie Oehme es tat, mußte mit Schikanen und Repressalien rechnen.

Leuna, Brunkohlentagebaue, verschmutzte Fließgewässer und die größte Dreckschleuder im mitteldeutschen Raum, das Chemiewerk Bitterfeld, sprechen Bände für eine verfehlt Umweltpolitik. Wer das ansprach war nicht beliebt bei den politischen Machthabern.

1953 begann Oehme ein Studium der Biologie und Pädagogik in Greifswald. Welch geschichtsträchtige Universitätsstadt, in der auch Löns seine Spuren hinterließ. Hier schrieb Oehme 1961 seine Diplomarbeit unter dem Titel „Die Bestandsentwicklung des Seeadlers (*haliaetus albicilla*) mit Untersuchungen zur Wahl der Brutbiologie in Deutschland“.

Man achte auf das Wort „Deutschland“, in Zeiten von Mauer und Todesstreifen ein nicht gern gesehener Begriff in der DDR. Hut ab, vor solcher Zivilcourage, trotz dieser Bedingungen noch an Deutschland als Ganzes zu glauben.

Auch Löns erfreute sich am Seeadler, diesem majestätischen Großgreifvogel. Ich besitze vom Neffen Hermann Löns' einige ornithologische Mitteilungsblätter in denen er seinen Aufenthalt am Steinhuder Meer beschreibt. Hingerissen war er als er nach tagelangen Umherstreifen einen Seeadler beobachten konnte, der in eine Möwenkolonie einfiel. Einmal wurde er auch Zeuge, einer Auseinandersetzung zwischen einer Graugans und einem Seeadler.

Plötzlich gingen die Seeadlerbestände rapide zurück, heute wissen wir warum. Ornithologen, Naturfreunde, Jäger, Tierärzte und Wissenschaftler forschten nach den Ursachen.

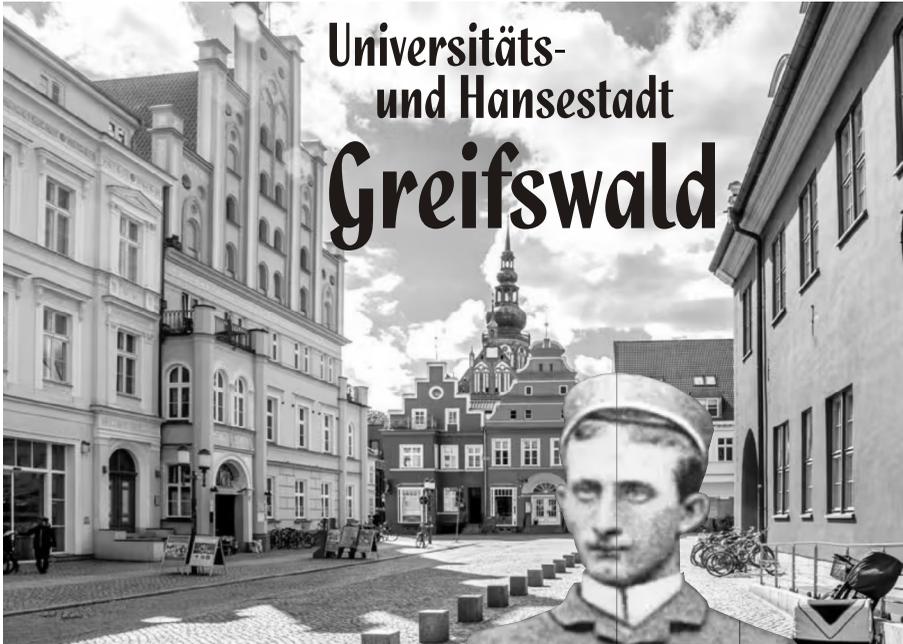
Experten wie Michael Stubbe, Rudolf Piechocki, D. Heidicke und Günter Oehme versuchten dem Seeadlersterben auf den Grund zu gehen.

In der Folge wurde die Chemikalie DDT verboten. Dichlordiphenyltrichlorethan, abgekürzt DDT, ist ein Insektizid, das seit Anfang der 1940er Jahre als Kontakt- und Fraßgift eingesetzt wurde. Wegen seiner guten Wirksamkeit gegen Insekten, und des einfachen Herstellungsverfahrens war es jahrzehntelang das weltweit meistverwendete Insektizid. Im Laufe der Zeit wurde festgestellt, daß DDT und einige seiner Abbauprodukte hormonähnliche Wirkungen zeigen. Greifvögel legten Eier mit dünneren Schalen, was zu erheblichen Bestandseinbrüchen führte.

Die Dünnschaligkeit der Eier ließen keine Bruten hochkommen, hervorgerufene Vergiftungen ließen die Wanderfalkenpopulation schlagartig aussterben und den Seeadlerbestand drastisch minimieren.

Auf Initiative der eingangs erwähnten Personen wurden mehr als 190 tote Seeadler an der Martin-Luther-Universität in Halle/Saale auf Quecksilberverbindungen untersucht und wiesen diese nach. Oehme ging soweit, die Proben illegal nach Schweden zu bringen, damit die Ergebnisse nicht durch die Staatsicherheit verfälscht werden konnten. In Stockholm wurden die Proben an der staatlichen Veterinäranstalt untersucht um den eingangs festgestellten Verdacht hinsichtlich der Todesursache zu untermauern. Das Ergebnis rief internationale Proteste hervor. Günter Oehme wurde 1987 privat zu einer Tagung, den Seeadlerschutz betreffend, nach Lettland eingeladen. Man versuchte zwar seine Teilnahme staatlicherseits zu verhindern, durch seinen, auch internationalen Bekanntheitsgrad, konnte er seine Teilnahme jedoch durchsetzen und sich mit finnischen und schwedischen Kollegen zur Thematik Seeadlerschutz austauschen. In den 80er Jahren wurde er mehrmals aufgefordert, seine Kontakte ins westliche Ausland abubrechen. Seine Geradlinigkeit, machte ihn zu einem unbequemen Partner, denn er ließ sich gesellschaftspolitisch nicht vereinnahmen und korrumpieren. Ihm wurden Vorlesungen entzogen, nicht zum Dozent berufen. Nach der Wende lag ihm viel daran, von allen konstruierten Vorwürfen rehabilitiert zu werden und weiterhin unter dem Namen der Universität arbeiten zu können. Sein plötzliches Ableben kam überraschend. Der bekannte Zoologe E. Stresemann prägte den Begriff „AdlerOehme“ und wie seine Witwe sagt: „Treffender geht es nicht“!

Ich danke Frau Oehme für ihre Mithilfe an diesem Nachruf, welcher auch im Sinne des Löns-Verbandes ist, dessen Mitglied Günter Oehme war.



Universitäts- und Hansestadt Greifswald

Greifswald ist in diesem Jahr, dem 250. Geburtstag des größten Sohnes dieser Stadt, Caspar David Friedrich, in aller Munde.

Wir Löns-Freunde bringen

Greifswald aber auch mit Hermann Löns in Verbindung. Verlebte er doch hier von 1887 bis 1888 ein Jahr seiner Studentenzeit.

Hermann Löns wird auch in einem Verzeichnis prominenter Bürger der Stadt neben Johannes Bugenhagen, Ernst Moritz Arndt, Ferdinand Sauerbruch, Hans Fallada und 50 weiteren Persönlichkeiten genannt. Es gibt auch eine Gedenktafel an einem kleinen Haus in der Martin-Luther-Straße 2, die an den Dichter erinnert.

Nach Berichten von Zeitgenossen hat Löns in seiner Greifswalder Zeit ziemlich über die Stränge geschlagen. Aber, *Gaudeamus igitur*, er war jung und ungebunden, wer wollte es ihm verübeln. Er war, ohne Wissen seines Vaters, der sicher etwas dagegen gehabt hätte, Mitglied der schlagenden Verbindung „Cimbria“ geworden. Ihm wurde die Führung eines Fuchses zugewiesen.



In diesem Haus wohnte Hermann Löns in seiner Greifswalder Zeit

Mit diesem verbrachte er die Zeit seines Studiums in Greifswald, aber nicht im Hörsaal, um Vorlesungen zu hören, sondern auf sich gestellt, begann er das studentische Leben zu genießen. Von seinem Leibfuchs Thomas Hübbe wurde manche Anekdote übermittelt.

Sie stürzten sich in das Nachtleben von Greifswald. Es war nicht üblich, an Samstagen nach der Kneipe, offizielle Veranstaltung einer Studentenverbindung, noch andere Gaststätten aufzusuchen, aber Hermann und sein Leibfuchs waren nach der Kneipe regelmäßig Gäste der Gaststätte „Pramschiefer“ und es wurde überliefert, daß Hermann sich wie folgt äußerte: „Was mir an diesem Lokal mißfällt“, sagte er, „soviel dumme Gesichter und doch kann man sich keinen langen“. (E. Griebel, *Hermann Löns, der Niederdeutsche*, 1934, S. 78).

Hermann war immer auf contra. Im Besonderen konnte er die geschneigelten Vertreter der Greifswalder Studentenschaft nicht ausstehen. Er war ihnen gegenüber eher rücksichtslos. Nichtigkeiten führten zur Mensur. Löns war ein guter Fechter, er besuchte regelmäßig den Fechtboden. Doch seine Nervosität führte dazu, dass er sich immer wieder Schmissee einfing, die sein Gesicht verunzierten. So konnte er sich nicht vor seinem Vater sehen lassen, der wäre äußerst erbost gewesen!

Von seinem Vater wurde Hermann finanziell nicht besonders unterstützt. So kam es dazu, dass Hermann oft das Geld ausging und er sich von Kommilitonen Geld leihen musste. Gegen Ende des Sommersemesters 1888 lieh er sich von einem älteren Studenten seiner Verbindung „Cimbria“ 25,- Mark und verpflichtete sich ehrenwörtlich, das Geld von Münster aus zurückzuzahlen. Er traf in Münster ein und hatte sofort eine Auseinandersetzung mit seinem Vater aufgrund der vielen Schmisse im Gesicht. Der Vater wollte seinen Sohn nicht sehen, zumal Hermann auch noch anderweitig Geldschulden hatte.

Wegen eines körperlichen Zusammenbruchs auf der Reise von Greifswald nach Münster, mußte er in Münster zwei Wochen das Bett hüten und damit verstrich der Termin der Rückzahlung seiner Schuld. Sein Gläubiger setzte sich mit Hermann's Vater in Verbindung und bekam die 25,- Mark erstattet. Auch Hermann überwies nach seiner Genesung 25,- Mark an seinen Kommilitonen, die ihm aber zurückerstattet wurden. Obwohl die Schuld bezahlt war, rief der Schuldner den Burschenkonvent der „Cimbria“ an und dieser

Verhängte über Löns die

Greifswald etwa zur Zeit Löns'



Caspar David Friedrich: Greifswald im Mondschein (1817), National Galerie Oslo, Norwegen

CC-Exclusion. Hermann bemühte sich erst gar nicht, den Vorgang gegenüber seiner Turnerschaft in aller Ruhe klar zu stellen. Er war verärgert und schrieb seinem BC einen bitterbösen Brief. Das wiederum führte zu dem Ergebnis, dass die Exclusion bestehen blieb. Die Folge dieser Exclusion während seiner Studentenzeit war nun, daß er die Vorprüfung zum Physikum nicht durchführen konnte und somit ohne sichtbaren Erfolg das Studium in Greifswald beendete. Somit war ihm die Rückkehr nach Greifswald unmöglich geworden.

Die Turnerschaft „Cimbria“ hat 1913 den Vorgang in der Altherrenschaft überprüft und ist zu dem Ergebnis gekommen, die gegen Hermann verhängte Strafe aufzuheben. Ihm wurde als alter Herr das Band der „Cimbria“ überreicht und er nahm es stolz entgegen: „Am Sonnabend hatte ich zum ersten Male seit 25 Jahren wieder die alte Mütze auf. Es waren über 100 Studiko und alte Herren da, und ich wurde sehr herzlich aufgenommen“. (*Erich Griebel, Hermann Löns der Niederdeutsche, 1934, Seite 82*).

In seiner Greifswalder Zeit entstanden Gedichte, die in „Junglaub“ und in der „Grottemeyer'schen Handschrift“ wiedergegeben wurden.

Greifswalds Gründung in Pommern geht auf das Kloster Eldena zurück, zu dessen Gut es anfangs gehörte. Für die Siedlung, an der sich zwei alte Handelswege kreuzten, erhielt das Kloster 1241 das Marktrecht verliehen. Die Stadt gehörte zum einflussreichen „Wendischen Quartier“. Allerdings genügte der Greifswalder Hafen schon im 14. und dann im 15. Jahrhundert den Anforderungen des Schiffsverkehrs nicht mehr, da er – anders als die Häfen in Stralsund, Wismar oder Rostock – versandete. Hierdurch fiel Greifswald gegenüber den anderen Hansestädten zurück.

1456 folgte die Gründung der Universität als pommersche Landesuniversität. Die Universitätsgründung in der kleinen Stadt wirkte sich prägend bis in die Gegenwart aus.

Mit dem Dreißigjährigen Krieg kamen Not und Elend in die Stadt. Durch eine Pestepidemie wurden die Einwohner so stark dezimiert, daß zum Kriegsende nur noch die Hälfte der Häuser bewohnt war. Im Juni 1631 standen die Truppen König Gustav Adolf II. vor der Stadt und nahmen sie nach kurzem Kampf ein.

Der nachfolgende Zeitabschnitt, die so genannte Schwedenzeit, dauerte 184 Jahre. Die Schweden waren bis zum Wiener Kongreß 1815 Herren über Vorpommern und damit auch für die Geschehnisse Greifswalds verantwortlich. 1713 und 1736 vernichteten Großbrände Teile der Innenstadt. In guter Erinnerung sind



Das Wappen von Greifswald

die Bemühungen der Schweden um die Greifswalder Universität geblieben. Nach deren Niedergang zum Ende des Dreißigjährigen Krieges kurbelten sie den Lehrbetrieb wieder an und ließen 1747 das heute noch bestehende Universitätshauptgebäude errichten.

In den Napoleonischen Kriegen besetzten Truppen Frankreichs und seiner Verbündeten 1807 bis 1810 sowie 1812/13 die Stadt. Im Zuge des Friedens von Kiel im Januar 1814 sollte Greifswald mit Schwedisch-Pommern an Dänemark fallen, kam aber während des Wiener

Kongresses durch Abtretung des damals preußischen Herzogtums Lauenburg an Dänemark zu Preußen.

Die Übergabe an Preußen erfolgte am 23. Oktober 1815. Im Zuge der preußischen Verwaltungsreform wurde Greifswald 1818 Verwaltungssitz des gleichnamigen Landkreises. In der Revolution 1848 beteiligte sich die Stadt an den Debatten um eine preußische Verfassung, die Demokraten bekamen in der Stadt sogar die Mehrheit. Mit dem Anschluß an die Fernstraße Berlin–Stralsund 1836 und dem Anschluß an das Eisenbahnnetz 1863 wurden Voraussetzungen geschaffen, daß sich in der vormaligen Landstadt eine – wenn auch bescheidene – Industrie entwickeln konnte.

1815 kam Schwedisch-Pommern an Preußen. Die Universität in Greifswald war nunmehr die kleinste, aber auch die älteste Preußens. Besonders die Medizin entwickelte sich damals rasant. Die Erweiterung des klinischen Bereiches und die frühe fachliche Differenzierung trugen dazu bei, dass sich in Greifswald die zweitgrößte Medizinische Fakultät Preußens entwickelte, an der Forscher wie F. Loeffler und F. Sauerbruch wirkten. Die erste Landwirtschaftliche Akademie Preußens wurde 1835 auf dem Universitätsgut Eldena gegründet und bestand in enger Verbindung mit der Universität bis 1876.

Den Zweiten Weltkrieg überstand die Stadt, die eine große Garnison der Wehrmacht beherbergte, ohne Zerstörungen. Am 30. April 1945 wurde sie auf Veranlassung des Stadtkommandanten Rudolf Petershagen kampfflos der Roten Armee übergeben und damit vor schwerer Zerstörung bewahrt. Trotz seiner mutigen Heldentat wurde er gemeinsam mit Bürgermeister Richard Schmidt nur wenige Tage später am 6. Mai 1945 von den sowjetischen Besatzungstruppen



Heinrich Rubenow
Gründer der Universität

Die Universität Greifswald



Siegel der Universität

Die Universität Greifswald, gegründet 1456, war von 1933 bis 1945 und von 1954 bis 2018 auch bekannt als Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Die Universität hatte nach 1945 stillschweigend auf den 1933 verliehenen Namenszusatz Ernst-Moritz-Arndt verzichtet. 1954 teilte das Staatssekretariat für Hochschulwesen auf eine entsprechende Anfrage der Universität mit, daß es den Namen „Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald“ nie aufgehoben habe und es zu seiner Weiterführung keiner feierlichen Namensverleihung bedürfe. Nun führte die Universität wieder den vollen Namen Ernst-Moritz-Arndt-Universität. Sie gehört zu den ältesten Universitäten Mitteleuropas. Sie ist die viertälteste durchgängig bestehende Universität auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland und zugleich die zweitälteste im Ostseeraum; durch die wechselnde territoriale Zugehörigkeit Vorpommerns war sie zeitweilig auch die älteste Hochschule Schwedens (1648–1815) und Preußens (1815–1947).

Ernst Moritz Arndt genoß in der Öffentlichkeit der DDR und als Namenspatron der Universität hohe Verehrung. In der Zeit nach der deutschen Wiedervereinigung begann eine Diskussion um Ernst-Moritz Arndt. 2017 beschloß der Akademische Senat, daß die Universität den Namen Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald ablegt. Der Name sollte in Zukunft wieder Universität Greifswald lauten. Der Beschluß stieß in Greifswald auf öffentliche Proteste. Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel kritisierte wenige Tage nach der Abstimmung in einer Rede den Beschluß des Senats. 2018 bestätigte das Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur die vom Senat der Universität beschlossene Namensänderung. Seit Juni 2018 heißt die Universität jetzt Universität Greifswald. Der Namenszusatz „Ernst-Moritz-Arndt“ darf zu besonderen Anlässen noch geführt werden, was in der Praxis kaum noch passiert.

verhaftet und im Neubrandenburger Speziallager Nr. 9 Fünfeichen interniert, wo er kurze Zeit später umkam.

Die Schädigungen und Verluste wichtiger Teile der Bausubstanz der historisch wertvollen Altstadt sind auf Abriß sowie unterlassene Restaurierungen und Instandhaltungen in der DDR zurückzuführen; durch Abrisse, zum Beispiel des klassizistischen Steinbecker Tores (auch Brandenburger Tor genannt) von Carl August Peter Menzel im Jahr 1951, und historisierenden Platten-Neubau im Norden der Altstadt ging zwischen 1945 und 1990 etwa die Hälfte der historischen Bausubstanz verloren.

Die seit 1991 erfolgten Sanierungen des historischen Stadtkerns im Rahmen der Städtebauförderung haben mittlerweile die noch erhaltenen Teile der Altstadt wieder sehenswert gemacht. Insbesondere der Marktplatz mit seinem freistehenden Rathaus gilt als einer der schönsten in Norddeutschland. Seit 1993 erfolgte zunächst die Umgestaltung und Aufwertung und ab 2000 auch der Rück- und Umbau in den Plattenbausiedlungen.

Das stillgelegte Kernkraftwerk Greifswald war das größere der beiden betriebenen Kernkraftwerke der DDR. Es wurde ab 1974 schrittweise in Betrieb genommen, 1990 abgeschaltet, im Jahr 1995 endgültig stillgelegt und befindet sich seitdem im Abriß. Damals wurden die Kosten für den Abriß auf drei bis fünf Milliarden Euro geschätzt. Die Entsorgung der radioaktiven Abfälle erfolgte bis 1998 im Endlager Morsleben. 2012 sollte der Rückbau beendet und der Zustand „Grüne Wiese“ erreicht sein.

Im April 2012 wurde gemeldet, daß der Betreiber, um Kosten zu sparen, eine Kombination von sofortigem Rückbau und sicherem Einschluß plant: So sollen die meisten Anlagen sofort abgerissen werden, die Gebäude jedoch noch 50 Jahre stehenbleiben und erst abgebaut werden, wenn die Radionuklide abgeklungen sind. Umweltschützer kritisieren, daß damit der Rückbau unnötig verzögert werde.

Im Februar 2013 wurde bekanntgegeben, dass die Hauptaktivitäten des Rückbaus im Jahr 2015 abgeschlossen sein sollen. Im Jahre 2015 gab es einen Strategiewechsel: Während ursprünglich die Gebäude 50 Jahre stehen bleiben sollten, wurde nunmehr beschlossen, alle Bauten bis 2028 abzureißen.

Von den etwa 10.000 Menschen, die zu Betriebszeiten im Kraftwerk arbeiteten, sind heute noch etwa 1000 beschäftigt.

Winfried Mende, Quelle: Wikipedia,



Meinen Weg zu Hermann Löns habe ich schon in Heft 1/2021 skizziert, wobei ich aus Platzmangel viele Stationen auf diesem Weg übergehen mußte. Eine dieser Stationen soll nun hier nachgetragen werden.

Im Rahmen eines Vortrages trafen wir, mein ältester und bester Freund, Wandergenosse und Sangeskamerad, unerwartet auf einen Gruß von Hermann Löns. Die Friedrich-Hebbel-Gesellschaft veranstaltete vor Jahrzehnten, es muß ungefähr um die Mitte der 1970er Jahre gewesen sein, in einer Gaststätte in Hietzing im dreizehnten Wiener Gemeindebezirk einen Vortragsabend. Was das Hauptthema des Abends war, ist mir leider entfallen, aber ich weiß ganz genau, daß an diesem Abend Karl Cajka – einst langjähriger Vizepräsident des österreichischen Hermann-Löns-Kreises – sprach und auch aus eigenen Werken vortrug. Ein Bruchstück aus einem seiner schönen Gedichte ist mir deutlich in Erinnerung geblieben, weil darin die Stimmung, die ich mit meinem ältesten und besten Freund so oft auf unseren gemeinsamen Wanderungen erlebte, so gut getroffen war.



*Karl Cajka
(*1899 Prerau - † 1983 Wien)*

und der „Ernst des Lebens“ in Gestalt unserer Berufstätigkeit begonnen hatte, gingen wir noch etliche Jahre gemeinsam wandern. Und sangen dabei aus Herzenslust, nicht immer ganz richtig, aber mit großer Begeisterung immer noch und immer wieder auch Lieder von Hermann Löns. Ob wir tatsächlich von Hermann Löns auch träumten, wissen wir leider nicht mehr, aber Karl Cajka Vers „Löns am Abend, Löns am Morgen, Löns im Traum der Nacht“ begleitet uns bis heute. Auch wenn die unbeschwerten Wanderjahre längst vorbei sind, die Freude an den Gedichten und Liedern, den Romanen und Märchen Hermann Löns' ist uns geblieben.

Karl Cajkas schönes Gedicht, das uns vor Jahrzehnten schon so berührte, haben wir bis heute leider (noch?) nicht aufspüren können.

Wir wanderte damals gerne und, so oft das Studium oder später der Beruf es zuließen, in der näheren Umgebung Wiens oder auch in den Alpen vornehmlich im Gesäuse in der nördlichen Steiermark. Auch wenn wir auf Almen und Steigen in Fels und Eis keine Heide vorfanden, schienen uns Löns' Lieder trotzdem sehr gut zu passen. Auf so mancher Berghütte sangen wir von der Lüneburger Heide oder von der Rosemarie und trafen auch meist sangeskundige Bergvagabunden, die gerne mit uns mitsangen. Viele von ihnen kannten die Lieder nicht nur, sondern beherrschten erfreulicherweise auch den Text.

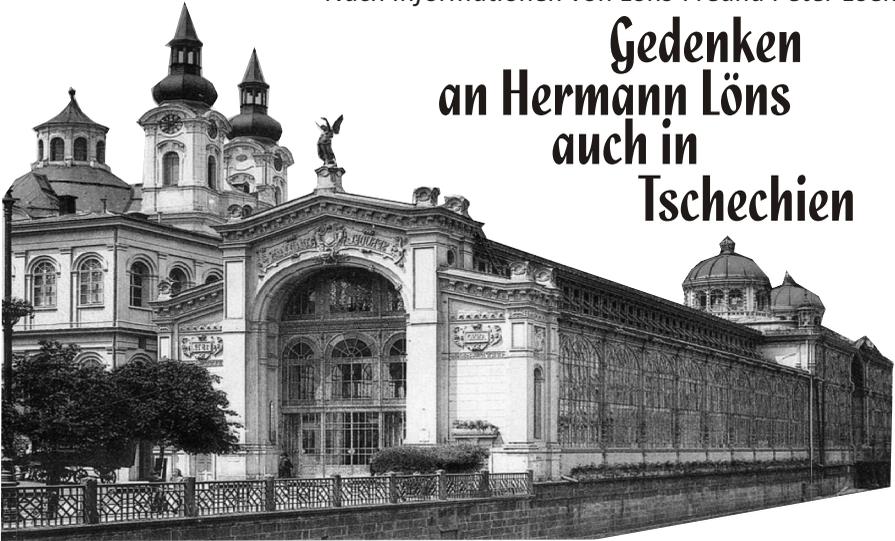
Auch als wir das fröhliche Studentenleben – das damals, für uns jedenfalls (!), noch wirklich fröhlich war, – hinter uns lassen mußten

Harald Mortenthaler



Nach Informationen von Löns-Freund Peter Loeh

Gedenken an Hermann Löns auch in Tschechien



Hermann Löns wird auch in Karlsbad verehrt. Dort war man vor einiger Zeit auf einen Obelisken aufmerksam geworden, an den sich ältere Bewohner der Stadt noch als Hermann-Löns-Denkmal erinnerten.

Zum 95. Todestag von Hermann Löns wurde damals ein restauriertes Löns-Denkmal vom Karlsbader Pfarrer eingeweiht.

Das Ehrenmal trägt ein neues Relief mit dem Porträt des Dichters und erstrahlt nun im neuen Glanz.

Aber nicht nur in Karlsbad wird an Hermann Löns gedacht auch in anderen Orten können sich noch Personen an Löns erinnern.

Unser Löns-Freund Peter Loeh weilte kürzlich zu einem Jagdausflug bei befreundeten tschechischen Jägern. Dabei wurde

Zerstört - vergessen - wiederentdeckt

ihm ein Bild von einem Löns-Denkmal vermutlich aus den 1930er Jahren gezeigt. Das Denkmal wurde nach dem 2. Weltkrieg zerstört. Geschaffen wurde es von dem Bildhauer Fritz Tampe, dessen Hauptwerk, ein Brunnen „Die Totenblume“, kürzlich in Decín (ehemals Tetschen-Bodenbach) restauriert wurde.

Bereits 1934 wurde das Werk von Fritz Tampe fertiggestellt. Die „Totenblume“ zeigt fünf gefallene Soldaten, von denen jeweils lediglich der Kopf und eine Hand zu sehen sind. Der restliche Körper ist von Erde bedeckt. Angeordnet sind sie in der Form von fünf Lilienblättern. In der Mitte steht auf einem Kelch eine lebensgroße Frau und betrauert die Toten.

Fünf Textschriften erinnern an die gefallenen Soldaten des Ersten Weltkrieges.



Ein Hermann-Löns-Denkmal der Sudetendeutschen in der ČSR.

Hermann Löns, unser großer Heimatdichter aus der Lüneburger Heide, der sein Leben auf dem Felde der Ehre ließ, wurde kürzlich durch ein schlichtes Denkmal in B.-Leipa geehrt. Das Denkmal wurde von Fr. Tampe (Bodenbach) geschaffen.



Der Bildhauer Fritz Tampe (1887-1945)



Otto Weltzien zum 150. Geburtstag

Im „Löns-Brevier“ unseres Verbandsmitgliedes und Löns-Freundes Klaus Engling wurde der 150. Geburtstag von Otto Weltzien würdig gefeiert. Würdig, das heißt, in Anwesenheit der Enkeltochter Hedi Welzin (so schreibt sich der Großvater lt. Trauschein auch).



Wodurch hat sich Otto Weltzien verdient gemacht? Lt. Hanna Fueß hat er dem Hermann-Löns-Bund Celle die Idee des Lönsdenkmals und zwar zum 40 jährigen Bestehen am 22. April 1961 aufgedrückt. Er war es, der im „Goldenen Engel“ an der Mauernstr. zusammenrief. Hier wurde die Gründung des Lönsbundes in seiner zweiten Form vollzogen.

Otto Weltzien bezog das Haus in Celle, in der Blumlage 24, in dem Hedi Welzin heute noch lebt. Er hatte in der Hannoverschen Straße ein Büchergeschäft die „Löns-Klaus“, in der nicht nur Löns-literatur vertrieben wurde, auch Literatur aus seiner Feder:

- Der Rosenjäger – Ein Lönsbuch 1925*
- Celler Geschichte 1926*
- Die Prinzessin von Ahlden 1926*
- Vom Sachsenross Celle 1932*
- Das niederdeutsche Drama Rostock 1913*
- Up Posten Kröpelin 1916*



Es wurde gesungen und gefachsimpelt und der Geburtstagssekt durfte auch nicht fehlen. Zum Schluß bekam Frau Welzin noch, außer Otto Weltzien Information ein Plexiglasrelief mit Otto Weltzienabbildung und seinen wichtigen Daten, das jetzt in der Blumlage 24 hängt

Nach einer Information von Löns-Freund Klaus Engling



APRIL, APRIL?

Don, der sprechende Hund

Zuschrift und Bild von Löns-Freund Peter Loeh

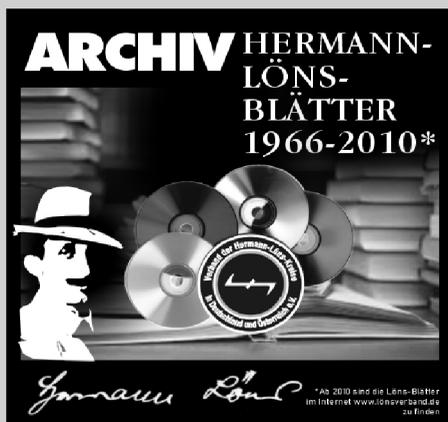
Die "Salt Lake Tribune" vom April 1911 berichtete von einem „ungewöhnlich intelligentem Tier“ dem Hund Don. Don wurde zugeschrieben, acht deutsche Wörter aussprechen zu können. Zweifel wurden entkräftet mit dem Hinweis: „Sein Besitzer ist ein preußischer Beamter, und wenn ein preußischer Beamter etwas beschwört so darf man dieser Darstellung getrost Glauben schenken.“

Daß die Meldung ausgerechnet im April erschien, ist vielleicht kein Zufall?





Liebe Löns-Freunde,
 durch ein Versehen wurde der Jahresbeitrag für 2024 leider mit dem Vermerk „Beitrag 2022“ abgebucht. Wir bitten dieses Versehen zu entschuldigen und bedanken uns für Ihre Treue, die es uns weiterhin ermöglicht, die Verbandsarbeit erfolgreich zu finanzieren.



Das digitale Archiv der Hermann-Löns-Blätter. Alle Hefte von 1966 bis heute auf Anfrage als Datei lieferbar! Nach 2010 auch lückenlos im Internet.
www.loens-verband.de
 Gebühr für das komplette Archiv 30,00 Euro, 1 Jahrgang 10,00 Euro, Einzelhefte kostenlos. In Sonderfällen auch als Ausdruck lieferbar!

ES STAND IN DEN LÖNS-BLÄTTERN (3/1970)



„ Es war deshalb ein besonderer Genuß, ihn erzählen zu hören und ein noch größerer, mit ihm durch Wald und Felder zu wandern und mit seinen Augen die Natur zu sehen. “

Lulu von Strauß und Torney



VERBAND DER HERMANN-LÖNS-KREISE
IN DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH E.V.
Geschäftsstelle: Flachsrotten 4
29664 Walsrode
Tel.: 05161/6777, www.loens-verband.de

Präsident: Dr. Jens Kullik, Seilerstraße 19, 29614 Soltau, Tel. 0172/4322628
E-Mail j.kullik@t-online.de

Vizepräsident: (Österreich) Mag. Harald Mortenthaler, Anastasius-Grün-Gasse 11/11
A-1180 Wien, Tel. 0043/699/10046140, E-Mail h.mortenthaler@gmx.at

Vizepräsident: (Deutschland) Heinz-Siegfried Strelow, M.A.,
Wilhelm-Kaune-Weg 25, 31319 Sehnde, Tel. 05138/616008,
E-Mail heinz-siegfried.strelow@t-online.de

Schatzmeisterin: Ehrenpräsidentin Monika Seidel, Flachsrotten 4,
29664 Walsrode, Tel. 05161/6777 E-Mail seidel.walsrode@gmx.de

Schriftführer: Walter Euhus, Deisterweg 15 B, 30851 Langenhagen,
Tel. 0511/731474, E-Mail w.euhus@t-online.de

Präsidiumsmitglied Öffentlichkeitsarbeit: Marc Meier zu Hartum, In der Mark 93,
44869 Bochum-Wattenscheid, Tel. 02327/71559
E-Mail Zeitreisen-Verlag@t-online.de

Präsidiumsmitglied Redaktionsleitung Hermann-Löns-Blätter: Winfried Mende,
Osterplatz 32, 31787 Hameln, Tel. 05151/61491,
E-Mail winfried.mende@t-online.de

Geschäftskonten: Kreissparkasse Walsrode, IBAN DE80 2515 2375 0001 3418 90
Volksbank Lüneburger Heide eG, Walsrode, IBAN DE74 2406 0300 7309 0948 00

***Wir bitten bei Umzügen oder Adressenänderungen umgehend
die neue Anschrift dem Präsidium oder der Redaktionsleitung der Löns-Blätter
mitzuteilen; damit sparen wir unnötige Ausgaben für Porti!***

Vielen Dank an alle, die wieder zum Gelingen dieses Heftes beigetragen haben!

IMPRESSUM

HERMANN - L Ö N S - B L Ä T T E R

Redaktionsleitung (V.i.S.d.P.): Winfried Mende, Osterplatz 32, 31787 Hameln, Tel. 05151/61491,
E-Mail winfried.mende@t-online.de

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die persönliche Auffassung der Verfasser wieder und müssen nicht mit der Meinung des Präsidiums übereinstimmen. Redaktionelle Bearbeitung, einschließlich leichter Kürzungen der Beiträge vorbehalten. Kostenloser Abdruck nach vorheriger Genehmigung des Redaktionsleiters gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden. Bildnachweis: 1.US Montage Mende unter Verw. von Motiven von Francois Crozat und Stockfoto; S.1 Mende unter Verw. von Motiven von Wikipedia und Freepik; S. 3 Wikipedia; S. 6 Montage Mende unter Verw. eines Motives von Kartinki Prirodod; S.9 wikipedia; S. 10 Wikipedia; S. 12; wikipedia S. 14 Pixabay S. 17 Oehme; S. 19/20/21 Wikipedia; S. 26/27 Mortenthaler, Euhus; S. 28 Wikipedia, Loeh; S. 29 Loeh; S. 30 Engling; S.31 smithoniamag.com, S. 32 freepik

Die Hermann-Löns-Blätter erscheinen dreimal im Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Einzelpreis pro Heft 5,00 Euro, zuzüglich Versandkosten. Sollte der Inhalt oder die Gestaltung einzelner Seiten oder Teile dieses Heftes Rechte Dritter oder gesetzliche Bestimmungen verletzen oder in irgendeiner Form wettbewerbsrechtliche Probleme hervorbringen, so bitten wir unter Berufung auf § 8 Abs. 4 UWG, um eine angemessene, ausreichend erläuternde und schnelle Nachricht ohne Kostennote. Die Einschaltung eines Anwaltes, zur für den Herausgeber kostenpflichtigen Abmahnung, entspricht nicht dessen wirklichem oder mutmaßlichen Willen und würde damit einen Verstoß gegen § 13 Abs. 5 UWG, wegen Verfolgung sachfremder Ziele als beherrschendes Motiv der Verfahrenseinleitung, insbesondere einer Kostenerzielungsabsicht als eigentliche Triebfeder, sowie einen Verstoß gegen die



**Baum des Jahres
Die Mehlbeere**



**Blume des Jahres
Die Grasnelke**



**Vogel des Jahres
Der Kiebitz**



**Pilz des Jahre
Der
Schopftintling**

Die Natur des Jahres (Auszug) 2024



**Wildtier des Jahres
Der Igel**



**Reptil des Jahres
Die Kreuzotter**



**Weichtier des Jahres
Der Bierschneigel**



**Schmetterling des Jahres
Der Mosel-Apollofalter**



**Fisch des Jahres
Der Dorsch**